

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 126. Bromberg, den 3. Juni 1930.

# Der eine, der entkam.

**Geschichte einer abenteuerlichen Flucht.**

Von Johannes Bergmann, Hellerau.



(17. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Am folgenden Tage brachte man ihn nach Wilhelmshaven zur Stammdivision, wo man ihm nahelegte, er möchte doch in Zukunft einen Posten an Land annehmen.

„Die anderen wollen auch einmal etwas zu tun haben", sagte ein alter Fregattenkapitän scherzhaft; aber Volkmar lehnte ab.

„Geben Sie mir vier Wochen Urlaub", bat er, „damit ich meine Mutter wiedersehen kann. Dann aber möchte ich wieder auf ein Boot. Das war ja der Zweck der Übung."

Volkmar ging in seine friesische Heimat. Seine alte Mutter wollte es nicht glauben, daß sie die Freude des Wiedersehens mit ihrem Sohn, den das Genfer Rote Kreuz als flüchtig und verschollen gemeldet hatte, jemals erleben würde. Jetzt aber war die Stunde gekommen. Sie hielt ihn in ihren Armen und küßte ihn.

*

Mit frischen Kräften, entschlossen zu neuen Taten, kehrte er nach Ablauf der Urlaubszeit in seinen Lotsendienst zurück. Ein paar Wochen verstrichen noch bis zur nächsten Fahrt, weil er sich erst wieder mit dem nötigen beruflichen Rüstzeug versehen mußte. Dann aber steckte man ihn auf ein nagelneues Boot mit einer erfahrenen Mannschaft.

„Ich werde mir die englische Küste nun erst einmal gründlich von der Seeseite aus bekieken", sagte er zu seinem Kommandanten, der sich glücklich schätzte, gerade diesen Mann an Bord zu haben. Die schwierigsten Aufgaben wurden gelöst, mit aller Vorsicht und Umsicht. Man kroch unter Frachtdampfern, durch Minensperren hindurch, um unvermutet einen Überfall auf harmlos kreuzende Zerstörer, die schlimmsten Feinde der Unterseeboote, durchzuführen, und hatte Erfolg.

Großen Transportschiffen wurde an der Westküste Englands aufgelauert — und sie waren dem Untergang geweiht. Wenn die Mannschaften der versenkten Frachtschiffe in Sicherheit gebracht waren, folgte ein neuer Angriff.

Volkmar war die rechte Hand seines Kommandanten. So ging es ein volles Jahr lang auf zahlreichen gefahrvollen Fahrten.

Im Frühjahr 1917 erhielt das Boot, das sich ganz besonders hervorgetan hatte, einen außergewöhnlich schwierigen Auftrag. Es sollte im Ärmelkanal, wo die lebhaftesten Truppentransporte zwischen England und Frankreich abgewickelt wurden, auf Station gehen. Volkmar wußte, was es bedeutete, sich in diese Hölle zu begeben; denn es wimmelte im Kanal von Zerstörern und Minen. Dennoch war man zu der Fahrt sofort entschlossen.

Sie begann mit außergewöhnlich seltenen Erfolgen, und die Engländer merkten bald, daß die Angriffslust des Feindes wuchs und die Seeverbindung mit Frankreich gefährdet war. Sie boten alles auf, um das gefährliche deutsche Unterseeboot unschädlich zu machen. Zerstörer kreuzten jenes Gebiet, in dem sich der Feind verborgen hielt, mit peinlicher Genauigkeit ab, Flieger suchten aus der Wasserfärbung den Standort des Bootes unter Wasser zu erkennen; vielleicht, daß es gelang, den Eindringling zu rammen und dadurch zu vernichten! Sie suchten lange und eifrig und fanden ihn nicht.

Da geschah es eines Tages wieder, daß ein großes Transportschiff, vollgepfropft mit Pferden, Waffen und Munition, trotz seiner Bedeckung durch zwei Zerstörer von dem Feind unter Wasser attackiert wurde. Der Kommandant riskierte den Einsatz des Bootes, als er in ganz geringer Tiefe „Angriff fuhr".

Am Sehrohr im Kommandoturm stand der Kommandant, neben ihm Volkmar.

„Wir müssen uns sofort nach Abschuß auf Grund legen", sagte der Kapitänleutnant, „aber zwei Torpedos jagen wir ihm noch in den Leib."

Jetzt war alles klar zum Angriff. Die Torpedos wurden abgeschossen, der Engländer legte sich auf die Seite, Soldaten und Seeleute mit Schwimmwesten sprangen über Bord; denn es blieb keine Zeit mehr, in die Boote zu gehen. Die beiden Zerstörer verfolgten sofort die Spur des U-Bootes und warfen Wasserbomben; aber sie gingen sämtlich fehl.

Stundenlang ruhte das Boot in der Tiefe; aber seine Manövrierfähigkeit war äußerst begrenzt; denn die Batterie, mit der es unter Wasser fuhr, mußte aufgeladen werden.

In der Nacht tauchte es vorsichtig auf. Der Feind hatte diesmal die Suche nach ihm anscheinend aufgegeben.

So hielt es sich geraume Zeit über Wasser, bis plötzlich wieder ein Torpedobootjäger in Sicht kam.

Befehl zum Schnelltauchen wurde gegeben. Alle Luken waren bereits dicht. In dem Augenblick aber, als er verschwand, schoß eine Wassersäule turmhoch empor, und eine große Öllache breitete sich auf der Oberfläche aus.

Die Besatzung des englischen Zerstörers hatte die gewaltige Detonation wahrgenommen. Sie sah nicht, wie auf dem Wasser die Trümmer eines deutschen Unterseebootes tanzten.

**34. Wie man sich täuschen kann.**

Auf der Krankenstation von Pattishall hätte ich, ohne mehr zu leiden als ein braver Kanarienvogel, der in seinem Käfig außer dem bißchen Freiheit alle irdischen Genüsse fein beisammen hat, mein Gefangenendasein ruhig beschließen können, mochte der Krieg wer weiß wie lange dauern. Ich empfahl mich aber mit einer kleinen Geschichtsfälschung, indem ich in dem Zimmer, wo die Krankengeschichten aufbewahrt lagen, meine Papiere herausfischte und das Werk, das einem Psychiater bei einer fachlichen Arbeit wirklich gute Unterlagen geboten hätte, dem Feuer preisgab. „Wer will denn hinterher glauben, daß ich nur simuliert habe?" sagte ich mir. So eine vorübergehende Bekanntschaft mit dem Narrenhaus kann einem das Genick brechen.

Inzwischen hatten sich die feindlichen Regierungen auf neutralem Wege dahin geeinigt, daß sämtliche Offiziere, die über 18 Monate gefangen waren, in einem neutralen Lande, in der Schweiz oder in Holland, unterzubringen seien, damit sie nicht am sogenannten „Stacheldrahtkoller“ zugrunde gingen. Von den Mannschaften siebte man diejenigen aus, die nach ihrer körperlichen oder seelischen Beschaffenheit eine bessere Pflege verdienten. Die schweizerische Kommission, die alle paar Monate erschien, hatte wirklich kein leichtes Amt; denn am liebsten hätte sie uns alle, noch dazu nach überstandener Grippe, in Freiheit gesetzt.

Natürlich gab es Leute, die sich auf Kosten ihrer Gesundheit diese scheinbare Freiheit erkauften: sie rauchten sich halbtot oder aßen so gut wie gar nichts mehr, damit sie bei der „Prüfung“ nicht durchfielen. Diese Sorte wäre schließlich auch in Deutschland nicht sehr brauchbar gewesen. Von mir wollte die Kommission überhaupt nichts wissen. Also mußte ich eben aushalten — ein, zwei, drei, vier, fünf Jahre.

Von der Grippe hatte ich mich ganz leidlich erholt. Ich wollte nun die Welt ein wenig kennenlernen und meldete mich in ein Arbeitslager. Vielleicht, daß sich doch noch eine Gelegenheit bot, über den elenden Teich zu kommen! Bei einem Lord, dessen Wälder ein furchtbarer Sturm arg mitgenommen hatte, mußte ich Baumriesen zersägen und Holz abfahren. In einem Bauerngut durfte ich eine neue Mistgrube bauen, während die filia hospitalis für uns in der Scheune den Tisch deckte, verbotenerweise. Bei einem anderen Grundbesitzer, der von Deutschland nicht viel mehr kannte, als daß es vorzügliche Automagneten liefere, wurde mir die Sense in die Hand gedrückt, und am Abend schickte uns fast täglich seine Gattin eine Kostprobe von ihrem selbstgebackenen Kuchen. Wieder bei einem anderen hatte ich einer gefährlichen Kuh, die beim Melken wild wurde, regelmäßig Schwanz und Hinterbeine mit einem Riemen festzubinden. Man lernte so am besten die Geheimnisse des Landes kennen.

Eines Tages — die Sonne schien ganz prächtig — fand ein F l i e g e r a n g r i f f auf London statt, von zwei deutschen Fliegerstaffeln, die so tief gingen, daß beinahe jeder von uns das Eiserne Kreuz erkennen konnte. Die Wachtmannschaften unseres Arbeitslagers hatten den Feind erst in aller Ruhe vorüberfliegen lassen, und als sie merkten, daß die Vögel über der Hauptstadt ihre Eier legten, stürmten sie aus ihren Baracken, in Turnschuhen, in Hemdsärmeln, halb rasiert und halb gewaschen, mit dem Karabiner im Arm, um ein regelrechtes Vogelschießen zu beginnen. Sie jagten wie die Wilden um das Lager herum.

Gnade ihnen, wenn sie zurückkehren! So fühlte es jeder.

Am nächsten Tage konnte man in der Zeitung lesen, daß die deutschen Vögel alle mit heiler Haut davongekommen sind — trotz unserer schußbereiten Wachtposten.

*

Am 11. November 1918 vormittags um 11 Uhr war ich beim Kartoffellesen. In England kann man fast den ganzen Winter hindurch auf dem Felde arbeiten. Es war ein trüber Tag, fast regnerisch. Ein alter „Knacker“ von Posten hatte uns darauf aufmerksam gemacht, daß es das Ende des Krieges bedeute, wenn die Sirenen und Fabrikpfeifen im ganzen Lande „heulen“ würden. Und sie heulten, Punkt 11 Uhr. Wir richteten uns über unseren Kartoffelfurchen auf. Keiner sagte ein Wort, keiner dachte weiter, als daß nun doch alles verloren ist, was sie gewagt und gelitten hatten, vier Jahre lang.

Am Abend marschierten wir durch eine kleine Stadt. Die Bewohner suchten auf unseren Gesichtern zu lesen, was wir im Innersten wohl dachten und fühlten, ob wir uns freuten, ob wir traurig waren. Wir schämten uns aber und wichen ihren Blicken aus, weil wir den Krieg verloren hatten, und es klang wie ein Hohn auf unser Dasein, wenn uns hier und da einer zurief:

„Nun kommt auch ihr bald nach Hause!“

Tatsächlich glaubten wir, daß man uns nun nicht mehr lange behalten würde. Waren doch in Deutschland die Gefangenen sofort freigelassen worden und durften auf dem schnellsten Wege in ihre Heimat zurückkehren.

Sie, die in Deutschland hinter Stacheldraht gelebt hatten, erhielten nun eine volle Genugtuung, indem man sie zu unseren Hütern bestellte, ein ganzes Jahr lang. Die Unterzeichnung des Versailler Friedensvertrages änderte nichts an unserem Los. Vor den Fenstern der Lagerbaracken, draußen auf einer Wiese, erging sich das Volk im Siegestaumel. In uns gärte es. Da setzte ich meine kleine Trompete — ich hatte sie in meinen Mußestunden blasen gelernt — an die Lippen und stieß ein Lied heraus, ein deutsches Lied, das jeder Engländer kannte:

„Deutschland, Deutschland über alles!“

Eine Untersuchung wurde eingeleitet, um den Täter zu stellen und zur Verantwortung zu ziehen, daß er solch einen Mißklang in die Siegesstimmung gebracht hatte.

Wie konnte der Mann nach einem verlorenen Kriege noch solch einen Ton riskieren!

Aber der Kommandant hat es niemals erfahren, wer das Lied geblasen hat. Das ganze Lager hatte es geblasen.

*

Wir rechneten erst täglich mit der Heimkehr. Empört waren wir über die Ungerechtigkeit, uns noch länger schmachten zu lassen. Nirgends wurde ein Anfang gemacht.

Die Enttäuschungen häuften sich. Alles ging seinen gewohnten traurigen Gang, schon fünf Jahre lang. Leute unter uns, die etwas Günstiges von einem Engländer gehört haben wollten über unser Schicksal, machten sich lächerlich. Die Zeitungen schrieben davon, daß man uns samt und sonders als Sklaven nach Flandern und Frankreich schicken sollte, zum Wiederaufbau. Auf jede Ungerechtigkeit waren wir nun gefaßt. Wir schmiedeten Pläne des Aufruhrs und der Flucht. Wir klagten es jedem Engländer, ob er es hören wollte oder nicht, daß die vielbesungene Gerechtigkeit der Briten nur ein Fetzen Papier sei, daß jeder von uns wieder in den Kampf ziehen würde, sobald der Tag komme; aber sie hatten keinen Sinn für unser Elend. Sie hatten ja den Krieg gewonnen.

Was mußte das für ein Frieden sein, der dem Unterlegenen nicht einmal das Recht auf sein eigen Fleisch und Blut ließ! Wir pfiffen auf diesen Frieden.

(Schluß folgt.)

## Brachmond-Wetterregeln und Juni-Verse.

Nordwind im Brachmond bringt Korn ins Land.

*

Wer auf Medard (3.) und Anton (13.) baut,
Kriegt Flachs und Kraut.

*

Medard bringt keinen Frost mehr her,
Der dem Weinstock gefährlich wär'.

*

Bring' die Sichel mit, Barnabas (11.),
Hat längsten Tag und längstes Gras.

*

Nach Sankt Veit
Ändert sich die Zeit,
Alles geht auf die andre Seit.

*

Tritt auf Johanni (24.) Regen ein,
So kann der Nußwachs nicht gedeihn.

*

**Juni, der Rosenmond.**

Im Monat der Rosen
Ein Röslein am Hut,
Ein Röslein im Herzen,
So wandert sich's gut:
Das eine zum Tragen
Als Zierde bunt,
Das andre zum Lieben
Von Herzensgrund.
Das eine zum Welken
Nach kurzer Zeit —
Das andre zum Lieben
In Ewigkeit.

F. Volker.

# Juni.

Des Wonnemondes Lustgestalt
Will Frühlingstage bringen;
Der Brachmond wird ein Liedchen bald
Vom Sommeranfang singen.

Nun wird der Blumen Königin
Gar sanft ihr Zepter schwingen,
In Floras Reiche hold erblühn
Und neue Freude bringen.

Sie will mit ihrem süßen Duft
Uns schmeicheln und umkosen,
Als schwebten Lieder in der Luft:
Das sind die Tage der Rosen.

**Jo Limbach.**

---

# Die Rettung.

Skizze von Ernst Zahn.

Zwei Felder liegen unter heißer Sonne, schwarz-graue Erde, hingestrichen zwischen grüne Matten, über ihnen in einiger Höhe dunkler Tannenwald, der sich den zwei Äckern so öffnet, daß sie mit ihren Säumen den im Walddunkel sich bergenden Teich erreichen können. Auf jedem der Felder sind Arbeiter beschäftigt, dort die Luise Ammann mit ihrer Mutter Kartoffeln steckend, hier Fritz Anderwert noch im Pflügen begriffen. Die zwei Frauen richten sich kaum je von ihrer Arbeit auf. Die Mutter ist ein verhutzeltes, bescheidenes Weiblein. Die Luise trägt ihre vierundzwanzig Jahre wie eine Königin und ist mit ihren braunen, weichen Gliedern, dem dunklen, schönen Gesicht und dem schwarzen Haar aufgeblüht wie heißer, roter Mohn, das Zeichen des Sommers. Wenn sie so gegen die Sonne steht, einen merkwürdigen Schwung selbst im ruhenden Körper, hält Fritz Anderwert den Stier und das Pferd zurück, die neben einander vor seinen Pflug gespannt sind, und staunt. Dabei ist es, als gehe nun der Pflug über sein Herz und wühle da Furchen auf. Er kennt die Luise von Kindesbeinen an. Sie sind Nachbarn, nur, er ist ein wohlhabender Mann mit einem Gut, das ihn und seine Alten ernährt, und sie einer armen Witwe Kind.

Fritz steht, steil, eher hager und knochig, mit einem kühnen, eigenwilligen Gesicht. Er könnte ein Südländer sein; ist aber ein guter Eidgenosse, langsam und hart. Aber ja, das Herz kehrt sich ihm um, wenn er die Luise sieht. Sechzehn war sie. Da hat er sie geküßt. Und dann stand so ziemlich fest, daß er sie heiraten würde, wenn er erst seinen Militärdienst hinter sich hatte. Dann aber nahm sie die Stelle in der Stadt an bei einem plötzlich verwitweten Vatersbruder, und dort war das Unglück geschehen. Der viel ältere Mann und das halbe Kind! Man weiß, wie das geht im kleinen Haushalt.

Drüben gegen den Waldteich hinauf spielt der Beweis jener Tage, der Hansi.

Dem Pflüger steigt es heiß aus dem Herzen zum Kopf. Himmel, wie er das Kind haßt! Als ob es etwas dafür könnte! Sie hatte es damals zurückgebracht und war selbst nicht mehr fortgegangen. Des Kindes wegen, hieß es, das sie sehr liebt. Mit ihm hatte sie nicht mehr gesprochen. Überhaupt trug sie ihr Geschick so, daß alles Lästern, das über sie angehoben, längst stille geworden war. Von niemand nahm oder erwartete sie eine Hilfe. Und so arbeiten konnte sie, daß die Leute nur noch die Schafferin in ihr sahen, kaum mehr die Entgleiste.

Grimmig schlägt Anderwert die Fäuste um die Pflughörner. Nicht der Fehltritt ist es mehr, der ihn von dem Mädchen trennt, sondern das lebendige Zeichen, der Bub. Er ist ihm wie ein Dorn im Fleisch. Was hat er da zu tun, der doch zu einem anderen Vater gehört!

Während der Zorn und das Leid so in dem Manne sieden, nähert sich sein Gespann mehr und mehr dem Walde. Schon fallen mit den Baumschatten Duft und Kühle über ihn. Es dreht ihm die Augen immer wieder nach der Luise zurück. Wenn man einmal einer sein ganzes Herz verschenkt hat!

Plötzlich aber fängt auch der Bub wieder seinen Blick ein. Er hat ihn jetzt ganz nah vor sich, ein kleines, braunes, wohlgewachsenes Kerlchen, die nackten Arme und Beine wie vom Drechsler geformt, feines blondes Kraushaar am Kopf.

Hell hebt sich der Körper des Kindes vom Dunkel des Waldes, besonders aber von dem schwarzen Glimmer des Teiches ab. Ein Sonnenstrahl trifft ihn, ohne das geheimnisvolle Wasser selbst zu streifen. Wie ein lauerndes Auge liegt der Teich im Schatten.

Tief ist er, der Teich, denkt Anderwert. Meineidig tief! Das Kind! — Hm! Es spielt nahe am Wasser, verdammt nahe! Seerosen wachsen dort. Nach denen bückt sich der Bub. Vom Ufer aus. Es kann leicht sein . . .

Der Pflüger vergißt seine Arbeit. Und es wird so still, daß er das Hämmern seiner Schläfen fühlt. Wenn er sich zu weit vorbiegt, der Bub! Bis die Luise vom Feld herauf ist — Er, Fritz Anderwert, nein — kein Glied wird er rühren.

Quillt dem Manne sein ganzes Innere, ein brodelndes Durcheinander zu Kopf? Wenn das Kind nicht mehr lebt, dann ist es, als seien Dinge nie gewesen, die sich wie eine Wand zwischen ihn und Luise gestellt.

In diesem Augenblick durchzuckt es ihn wie ein Dolchstich. Was er kaum als möglich geglaubt, ist geschehen: Eine kleine Welle spritzt ans Ufer!

Kein Laut hat getönt. Er — er, Fritz Anderwert, weiß es allein; denn die fleißigen Frauen haben nicht darauf geachtet, wie das Kind so nahe an das Wasser gelangt ist. Anderwert hat das Gefühl, als sei ihm der ganze Körper erfroren. Starr auch die Gedanken! Aber im nächsten Augenblick reckt er die Arme. Mit Gewalt reißt er sich zusammen. Er vergißt, wer der Kleine ist. Ein Leben in Not! Mit ein paar Sätzen schießt er vom Pfluge fort dem Walde zu.

Nichts ist da mehr zu sehen. Nur das Wasser zieht noch kleine Kreise.

Anderwert besinnt sich nicht. Noch im Lauf und aus irgend einem Trieb streift er die Weste ab, die ihm offen am Oberkörper hängt. Dann wirft er sich mit Hose und Schuhen in den Teich. Er ist heiß vom Lauf, auch läßt es sich nicht leicht in dem schweren Schuhwerk schwimmen. Aber er spürt noch Grund, Uferschlamm, in dem er einsinkt. Mit tastenden Händen greift er um sich und bekommt einen kleinen Körper zu packen. Da erst beginnt sein Herz wieder zu schlagen. Hastig zieht er das Kind an sich, hebt es hoch in seine Arme, arbeitet mit den Füßen, gewinnt festen Stand und erklimmt, mit verbissenem Trotz den Sumpf überwindend, das Ufer.

Der blonde Kopf des Knaben hängt kraftlos über seinen Arm nieder. Erst jetzt bemerkt er das. Und nun schüttelt ihn etwas, mächtiger als vorhin der hastvolle Drang, zu retten. Es ist, als würfen sich ein Dutzend Wilde katzenartig auf ihn, um ihn zu zerreißen, Angst, Reue, Schrecken vor sich selbst, Staunen. Himmel, das Gesichtlein! Leichtlockig und seiden trotz der Nässe das Haar. Die geschlossenen Lider, der kleine Mund blaß, aber nein — so etwas hat er nie gesehen.

Er legt den kleinen Körper auf den Rasen. Er beginnt ihn zu reiben. Es ist ihm, als wehrte er sich für ein eigenes.

So kommen nacheinander die zwei Frauen über ihn. Sie sind erst aufmerksam geworden, als sie ihn gegen den Teich anstürmen sahen und im gleichen Augenblick den Knaben vermißten. Die Luise, ihrer Mutter weit voran, will sich neben Mann und Kind niederwerfen. Ihre braunen Augen sind weit vor Schrecken. Aber jetzt richtet Anderwert sich auf und stützt gleichzeitig den kleinen Oberkörper.

Das Mündlein lacht dem Buben, halb keck, halb ängstlich, daß die Mutter schelten könnte.

„Ich bin gerade noch recht gekommen", sagte Anderwert einfach. Eigentlich ist ihm so, wie wenn er vor der Luise niederknien sollte: Du! Ich bin ein grundschlechter Mensch. Ich habe dem Buben ganz anderes gewünscht.

Die Luise kann nicht reden. Sie nimmt den blonden Knaben auf und drückt ihn an sich. Sie biegt sich nieder und küßt ihn, nur einmal — sie ist keine, die Zärtlichkeit verschwendet —, aber mit seltsamer Inbrunst. Da schaut

sie den Retter an. „Du", sagt sie bloß, streckt ihm die Hand hin und verbeißt ein Aufschluchzen.

Fritz Anderwert nimmt die Hand. Einen Augenblick stehen sie, groß und gerade gewachsen, zwei, die zusammenpassen wie Birkenzwillinge.

„Wir haben lange nicht mit einander geredet", sagt Anderwert.

„Das ist halt so", gibt Luise mit einem kleinen Seufzer zurück. Ihr Blick weicht seitwärts.

Da verirrt sich des andern Hand auf den Kopf des Knaben. Mit einer sonderbaren Scheu und einer noch merkwürdigeren Lust läßt er sie auf dem Haar ruhen.

Eine ganze Geschichte liegt in einem minutenlangen Schweigen. „Wir können jetzt schon wieder einmal manchmal ein Wort sagen", hebt dann Anderwert abermals einen Satz schwerfällig aus sich heraus. Damit streicht er auch der Luise über die braune Hand.

„Ich danke dir noch", sagte diese.

Dann trägt das Mädchen das Kind nach der Arbeitsstelle zurück. Auch Anderwert sieht nach seinem Pfluge.

Die Sonne scheint. Zuweilen gehen Blicke von einem Acker zum andern. Anderwert sieht, wie das Kind splitternackt in der Sonne spielt. Einmal hebt Luise den Arm und winkt.

Etwas Zerbrochenes ist wieder zusammengewachsen.

Die Sonne entzündet das Himmelsblau, daß es wie von Silber durchgossen ist. Ein Vogel singt fern, hoch in der Luft. Der Mann am Pflug treibt seine Tiere. Aber, es ist ihm, als schiebe er ein Kinderspielzeug. Und wenn er je gesungen hätte, heute würde er es getan haben. Wie der Vogel im Blau!

---

# Der Professor.

Professor Kamm sitzt an seinem Schreibtisch.

Aus seinem Füllfederhalter fließen die Einfälle nur so.

Er arbeitet an seinem grandiosen Werk: „Die Bewußtseinshelle des geistigen Menschen im Alltag, auf der Grundlage der Freudschen Theorie vom Unterbewußten."

Das Werk wird die Welt erschüttern.

Das Werk ist Professor Kamms Gedanke bei Tag und bei Nacht.

Da klingelt es.

Professor Kamm erhebt sich knurrend und öffnet die Flurtür.

Draußen steht ein Mann in blauer Bluse:

„Ich komme von der Gasanstalt; ich möchte die Leitung im Salon mal nachsehen."

„Schön, kommen Sie mit", sagt Professor Kamm und führt den Mann in den Salon.

„Sie werden wohl allein fertig werden", nickt er dem Manne zu und begibt sich wieder an sein Werk über die „Bewußtseinshelle des geistigen Menschen im Alltag."

Stundenlang sitzt Professor Kamm da und freut sich, wie die Einfälle violett und glatt aus seinem Füllfederhalter fließen.

Gegen Abend kommt seine Frau, die einen Besuch gemacht hatte, atemlos ins Zimmer gestürzt:

„Peter!"

„Wie oft habe ich dir schon gesagt, liebe Karoline, du sollst nicht ohne anzuklopfen das Arbeitszimmer betreten!" sagt Professor Kamm stirnrunzelnd und vorwurfsvoll.

„Peter!"

Die Frau Professor schreit keuchend:

„Wer hat denn den ganzen Salon ausgeräumt?"

„Wie meinst du das?"

„Wie ich das meine? Der ganze Salon ist geklaut! Der echte Leistikow, die Teppiche, der Blüthnerflügel, die Mahagonimöbel! Alles, alles ist ausgeräumt! Wen hast du denn hineingelassen?"

„Einen Mann von der Gasanstalt. Er sagte, er wolle die Gasleitung im Salon mal nachsehen."

Weinend sinkt die Frau Professor um:

„Du Idiot! Wir haben doch im ganzen Hause kein Gas!"

Sprachlos betrachtet Professor Kamm sein aufgeregtes Weib. Schüttelt das Haupt über so viel materialistisches Denken; dann setzt er sich wieder nieder und läßt violette Einfälle aus seinem Füllfederhalter fließen — Einfälle, die einmal das Werk ergeben werden:

„Die Bewußtseinshelle des geistigen Menschen im Alltag . . ."

**Kurt Miethke.**



# Bunte Chronik



* **Der treue Löwe.** In der japanischen Stadt Kokomo führte unlängst ein Wanderzirkus seine Darstellungen vor, deren Hauptanziehungspunkt die aus 32 Löwen und Tigern bestehende Tiergruppe des jungen Bändigers Clyde Beatty bildete. Eines Abends zeigte sich Trudy, eine junge Tigerin, außerordentlich widerspenstig und weigerte sich, ihre Kunststücke vorzuführen. Als aber Beatty mit einem leichten Peitschenhieb die Tigerin aufforderte, ihren Pflichten nachzukommen, warf sich das gereizte Tier auf den Bändiger und riß ihn durch die Wucht seines Anpralles zu Boden. Doch in demselben Augenblick wurde sie von dem Körper Beattys heruntergeschleudert. Prince, ein riesiger Löwe, der besondere Liebling Beattys, war mit mächtigem Sprunge seinem Herrn zu Hilfe gekommen und machte sich daran, die Tigerin mit Klauen und Zähnen zu bearbeiten. Aus einer Wunde an der Seite blutend, erhob sich Beatty, trieb mit Hilfe von Zirkusangestellten die anderen Tiere aus der Manege in ihre Käfige und machte sich daran, Trudy und Prince zu befreien. Prince gehorchte dem Anruf seines Herrn und blieb an dessen Seite, während die übel zugerichtete Tigerin in ihren Käfig zurückbefördert wurde.

* **Amerikanische Gesetzkuriosa.** In Amerika hat ein jeder der 48 Staaten, ja sogar eine jede Gemeinde das Recht, Gesetze für ihr Gebiet zu erlassen. Dieses Recht nutzen die Staaten und auch die Gemeinden reichlich aus. Nach ungefährer Schätzung beläuft sich die Zahl der Gesetze, Verordnungen und Verbote auf etwa 1 000 000. Natürlich gibt es unter dieser Million auch eine ganze Menge kurioses Zeug. Hier eine kleine Blütenlese. Im Staate Virginia besteht ein uraltes Gesetz, nach welchem während der Nacht vor einem jeden Eisenbahnzug ein Mann mit einer roten Laterne laufen oder reiten muß. In Pennsylvanien wird mit einer Woche Gefängnis derjenige bestraft, der ein Faß zerschlägt. In Los Angeles darf man sich mit einem künstlichen Schnurrbart nicht auf der Straße sehen lassen. In der Stadt Buffalo ist das Kartenspiel an Sonntagen verboten; Zuwiderhandelnde werden bestraft, aber nicht nur die Spieler, auch die Kiebitze. Im Staate Massachusetts dürfen die Frauen keine ärmellosen Kleider tragen, selbst im Hochsommer nicht. Im Staate Connecticut ist man besonders sittlich. In den öffentlichen Parkanlagen dürfen am hellichten Tage Männer und Weiblein nicht auf einer Bank zusammen sitzen. Im Staate Kansas bestimmt ein Gesetz die Länge der Männerhemden. Im Staate Mississippi dürfen Postpakete nur auf die Weise geöffnet werden, daß man zugleich die auf ihnen aufgeklebten Marken zerreißt; sonst könnten nämlich diese Marken nochmals verwertet werden. Solche und ähnliche kuriose Gesetze und Gesetzesbestimmungen gibt es geradezu massenhaft, und das Kurioseste ist, daß sie mitunter auch angewendet werden.

# Lustige Rundschau



* **Ordnung muß sein.** „Minna, holen Sie mir bitte die Benzinflasche aus der Küche, auf der Petroleum geschrieben steht; da ist noch ein wenig Himbeersaft drin . . ."

* **Schwierige Sache.** „Sagen Sie mal, wo ist denn hier Visavis?" — „Na, das ist drüben, auf der anderen Seite, liebe Frau." — „Ja, da habe ich auch schon gefragt; da hat man mir gesagt, das wäre hier, auf dieser Seite."

---

Verantwortlicher Redakteur: Leopold Gollasch; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.